

• Letzte Liebe!

Roman von J. Dalden.

3.

(Nachdruck verboten.)

Lilia Luzius saß vor dem Flügel und übte an dem Lied von Griez: „Ich liebe Dich!“ Es dunkelte schon. Sie hatte die hohe Stehlampe eben angezündet, die nun unter dem roten Seidenschirm ihr warmes Licht über die Sängerin warf. Und halblaut begann sie jetzt mit dem süßen Schmelz ihrer weichen Altstimme:

Du, mein Gedanke,
Du, mein Sein und Werden,
Du, meines Herzens höchste Seligkeit,
Ich liebe dich wie nichts auf dieser Erden —
Ich liebe dich — in Zeit und Ewigkeit!

Sie wollte eben die zweite Strophe beginnen, als das Stubenmädchen die Tür öffnete mit dem Bescheid: „Fräulein Lilia möchte zum Abendessen kommen!“ —

Sie folgte dem Mädchen auf dem Fuß in das Esszimmer, wo die große Hängelampe ihr helles Licht über den zierlichgedeckten Tisch warf. Wie im Traum hörte sie dem Plaudern der Eltern zu, ihre Gedanken waren weitab. Sie hatte vorhin von Hans Lassen einen Brief bekommen, einen so warmen, zärtlichen Brief, der hielt ihr Denken noch immer umfassen.

Jetzt aber rann ihr ein eiskalter Schreck durch die Glieder. Da war ja noch ein Brief gekommen von ihrem Bruder Manfred, eingeschrieben sogar, und sie hatte ihn, da die Eltern abwesend waren, in Empfang genommen.

Sie hatte ganz vergessen, dem Vater das Schreiben zu geben. Ein schwerer Blick flog aus ihren dunklen Augen zu ihm hinüber, aber er aß ganz wohlgenut seine Suppe mit all der Behaglichkeit

einer guten Dame. „Es ist vorhin ein Brief an dich gekommen, Vater, eingeschrieben, von Manfred“, begann sie tapfer und ohne zu stocken unter seinem erstaunt auf sie gerichteten Blick.

„Na, erlaube mal!“ sagte er stirnrunzelnd und legte den Löffel aus der Hand. Frau Luzius sah ängstlich zu Lilia hinüber.

„Das sagst du jetzt erst? Was will denn der Bengel? Eingeschrieben ist der Brief? Das wird wohl eine schöne Geschichte sein!“ Er nahm den Löffel wieder zur Hand, und Mutter und Tochter atmeten auf.

„Erst will ich wenigstens essen, den Ärger erfare ich noch früh genug!“

Das fröhliche Plaudern war verstummt.

Frau Luzius verspürte keinen Appetit mehr. Was mochte nun wieder sein mit Manfred? — Hatte er Schulden gemacht? Warum schiedte er den Brief eingeschrieben? — Etwas Ernstes mußte es sein, daß er solches Gewicht auf diesen Brief legte.

„Bring mir den Brief auf mein Zimmer!“ damit warf der Hausherr die Serviette zusammengeknüllt auf den Tisch und erhob sich.

Lilia kam eilig seinem Wunsch nach. Sie sah nicht, wie wohlgefällig er ihrer schlanken, geschmeidigen Gestalt nachblickte.

Das Mädel war hübsch! Nie war ihm das so aufgefallen als wie heute, und als sie ihm nun diesen Brief brachte, hielt er sie fest und bog ihr blühendes Gesicht zu sich hernieder. Er küßte sie zärtlich.

„Schenk mir was, Bätting!“ schmeichelte sie und setzte sich auf die Armlehne des großen Schreibsessels. „Ich möchte mir ein Kleid kaufen, ganz weiß mit Spitzeninsätzen!“

„Schon wieder!“ Er griff lächelnd in die Tasche nach dem großen, abgenutzten Geldbeutel. „Da, du Schmeicheltag!“ Zwei blaue Scheine glitten in ihre schlante Hand.



Deutsche Sanitätskolonne auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Hespshot. Oskar Tellingmann, Eichwege.

„Danke, Watting!“ rief sie jubelnd und lachend und glitt von ihrem schmalen Sitz, während er langsam und bedächtig den Brief seines Sohnes öffnete.

Lilia war zur Mutter hinüber geeilt, ihr jubelnd das Geld zu zeigen. Sie hatten im Wohnzimmer an dem runden Sofa sich Platz genommen, Frau Luzius mit dem Strickzeug, Lilia mit ihrer Stiderei. Vielleicht nahm der Vater diesmal etwas früher und länger Urlaub für Nordey. Das Mädchen strahlte vor Freude.

„Mutti, dann laß ich mir noch ein Kleid arbeiten in crème Cheviot, da muß ich doch etwas mehr Kleider haben, weißt du, da ist viel los!“

„Du hast doch Sachen genug, Lilia! Du bist unersättlich!“
„Es freut dich doch auch, wenn ich schön bin, wenn alle mir nachschauen, nicht Mutti? — Und ich bin doch jetzt bald zwanzig Jahre alt! Die schönste Zeit des Lebens! Da darfst du nicht so sehr rechnen, Mutti!“

Frau Luzius lächelte. Das Kind hatte ja recht! Und hier hatte es so wenig in dem kleinen Nest! Die Reise im Sommer war alles, was sie ihr bieten konnte, an Abwechslung und Freude.

Drüben wurde eine Tür zugeschmettert. Sie horchten auf. Vater kam mit wichtigen Schritten durch die anliegenden Zimmer, das bedeutete nichts Gutes.

Frau Luzius duckte sich schon zusammen in ihre Sojaede und richtete den Blick auf den eben Eintretenden.

Sein sonst so blaßes Gesicht war gerötet, Manfreds Brief warf er zerknittert vor die Frau auf den Tisch.

„Da haben wir die Bescherung! Anstatt zu arbeiten, hat er Liebschaften im Kopf. Verlobt hat er sich mit einer Oberförstertochter! Sonntag wird er herüberkommen und alles besprechen, unseren Segen erbitten, natürlich erst dann, wenn dort schon alles niet- und nagelfest! — Unser Herr Sohn, ja! — Ob wir einverstanden sind, das ist ja ganz nebensächlich für ihn! Aber er soll mich kennen lernen in der Beziehung!“

Frau Luzius griff zitternd nach dem Briefblatte.
Ihr Einziger, ihr Manfred hatte sich verlobt! Schon ehe sie den glückstrahlenden Brief las, nahm sie Partei für ihn in ihrem Herzen. Sie würde ihm schon beistehen!

Hatte sie ihm nicht jeden Wunsch zu erfüllen versucht, hatte sie nicht immer alles für ihn geregelt, geschlichtet, was hier und da aufstand an Streit zwischen Vater und Sohn? Ihr Junge, ihr einziger, geliebter Junge, der so an ihr hing mit seinem warmen, weichen Herzen, der hatte sich verlobt!

Und während sie las, betrachtete Lilia das Bild, das der Bruder von seiner Braut beigelegt hatte, ein schmales, längliches Bild, Kniestückformat. „Erna Elten“ stand unten in tüchtiger, großzügiger Schrift zu lesen. Etwas Triumphierendes sprach aus dem Lächeln des pitanten Gesichtchens, das sich unter der Fülle des hochgenestelten Haares ein klein wenig in den Nacken bog.

Lilia betrachtete die Fülle dieses hellen Haares staunend. Ob das echt war? Und wie dies Kleid sah! Wundervoll kam der schlanke, biegsame Wuchs zur Geltung! Und dieser Hals, den kein Schmutd zierte, diese fein modellierten Schultern und dieser Arm, so entzückend in seiner Rundung . . .

Lilia seufzte. — Ihr Vater bog sich zu ihr nieder.

„Du bist ja ganz chloroformiert, Mädel“, sagte er spöttisch und nahm ihr das Bild aus der Hand. „Hübsch ist sie. Aber was nützt das alles, wo die Hauptsache fehlt! Nicht einen Heller Vermögen hat die Kleine! Was denkt sich der Manfred eigentlich! Das ist doch eine ganz aussichtslose Geschichte, in die er das Mädel hineinzieht! — Du sagst ja gar nichts, Amalia?“ wandte er sich an die Frau, die jetzt langsam den Brief zusammenfaltete.

„Was soll ich sagen! — Meine Meinung würde deinen Entschluß kaum ändern und zudem wird Manfred ja am Sonntag kommen und es ist dann noch Zeit genug, darüber zu reden!“

„Gar nichts wird darüber geredet!“ rief er blaß vor Zorn.

„Ich werde ihm schon allein den Kopf zurechtsetzen! So wunderbar es dem Herrn Sohn erscheinen mag, seine Lustschlösser für diesmal einstürzen zu sehen! — Ich lüldige nun mal nicht dem modernen Zug der Zeit, daß die Kinder sich ihre Wege bahnen nach eigenem Ermeßen! In meinem Haushalt hatte ich an dem alten Weg fest, den ich selbst habe gehen müssen und den die Mitvordern ebenso gegangen sind. Man wirbt erst um ein Mädchen, wenn man das Einverständnis von Vater und Mutter auch sicher hat, noch dazu, wenn man so ganz noch vom Elternhaus abhängig ist wie Manfred.“

Lilia bog sich tiefer über ihre Arbeit und lächelte.

Wie gut, daß Vater nichts wußte von ihrer Verlobung mit Hans Lassen! Und nun würde sie ihn gerade heiraten! Jetzt erst recht! Vielleicht ließ sie sich von ihm entführen, dann mußte Vater doch Ja sagen, ob er wollte oder nicht! — Nie hatte sie größere Sehnsucht nach dem Hans gehabt als in diesem Augenblick! Und so lang hatte sie ihm nicht geschrieben . . .

„Ich schreib noch an Lona!“ sagte sie halbblau zu der Mutter, ehe sie das Zimmer verließ.

Der Vater folgte ihr auf dem Fuß, um sich in sein Zimmer zurückzugeben. Er hatte ein neues interessantes Buch vor, von einem Franzosen geschrieben. „Die Zeit der Revolution!“ — Wozu sich den schönen Abend verärgern lassen durch Manfreds Dummheit!

Frau Luzius aber las noch einmal den Brief ihres Jungen und dann nahm sie das Bild zur Hand und vertiefte sich in das reizende Gesichtchen des Mädchens, das Manfred so heiß und innig liebte.

Frau Luzius hatte ein leichtes Geblüt, wie man zu sagen pflegt. Sie nahm die Dinge im Leben nicht schwer, sondern sah phlegmatisch zu, wie die Wellen des Stromes trieben, an dessen Ufer das Schicksal sie gestellt. Sie nahm auch die Rolle nicht tragisch, die die Herrschernatur des Mannes ihr zuwies, im Gegenteil, sie hatte es schließlich wie eine Bequemlichkeit empfunden, daß sie für den Kurs, den ihr Lebensschifflein nahm, nie verantwortlich war. Sie lebte so ein behagliches Dasein, sie empfand nicht einmal jene feine Klust, die sie innerlich von dem Mann und seinen geistigen Interessen so vollständig isolierte. Sie fand ihre volle Befriedigung in dem Hauswesen, das sie musterhaft leitete und vor allem in ihren Kindern! Sie war die beste und bequemste Gefährtin für einen Mann wie Manfred Luzius, eine Art Haremsnatur, der das innerste Leben des Mannes für immer ein unbekanntes Gebiet bleibt.

Vielleicht hatte er dies schon gewußt, als er sich um ihre Hand bewarb, als ihn das anmutige Außere der kaum Reimzehnjährigen so fesselnd anzog, nicht minder aber die günstige Vermögenslage ihres Vaters, dessen einziges Kind sie war. Vielleicht hatte er gehofft, hatte er versucht, sie zu sich herüberzuziehen in seine Welt, Interesse bei ihr zu erwecken für das, was ihn so brennend interessierte an bildender und erzählender Kunst! Vielleicht hatte er gehofft, in ihrer Seele den Funken zu finden und zu entzünden, wenn er sie mit sich nahm nach Paris, um ihr die Wunderwerke des Louvre zu erschließen, oder mit ihr die Campagna von Rom zu durchwandern, jene Stätten zu grüßen, wo heut nur noch Trümmer erzählen von einer Zeit, da die Kunst so viel höher und vergeistigter Unvergängliches zu schaffen verstand.

Aber nach den ersten Reisen hatte sie ihm lachend erzählt, wie fürchterlich langweilig das doch sei und mit dem Zeugs möchte er sie doch lieber verschonen! — Da ginge sie lieber nach Kolberg mit den Kindern, in solch einen gemüthlichen Badeort, und er könnte unterdes in den Katafomben herumfriechen!

Nach jener Zeit reiste er allein! — Er schuf in seinem Zimmer eine Welt für sich. Bilder und Kunstgegenstände begannen die Wände des stillen Gemaches zu schmücken, immer mehr breitete sich die Bibliothek schöner Werke, interessanter Aufzeichnungen aus, die auf hohen Holzgestellen ihren Platz hatten und beinahe die ganze Längswand des Zimmers füllten.

Aber daß er so ganz allein war in seinem kleinen Reich! Daß niemand da war, der so wie er Freude und Verständnis für seine Schätze zeigte! Unter den Kollegen war keiner, der ihm in Freundschaft nahe kam. Sie hatten auch alle außer ihrem Beruf kaum ein Interesse als höchstens den Stammtisch. — Als Lona, die ältere der beiden Töchter, erwachsen war, hatte er versucht, in ihr das Interesse zu wecken, sie einzuführen in die Geschichte der Kunst, der Literatur, an ihr nach und nach einen Kameraden sich heranzubilden. Aber die Schen, die er den Kindern anerkennen hatte, machte das Mädchen unfrei und verschlossen, es fehlte zuverlässiges Vertrauen zwischen ihnen, das das Lehren und Verstehen ihnen erst zur Freude hätte machen müssen. Fremd stand Lona vor ihm mit dem bißchen Wissen der höheren Tochter, sie verstand so herzlich wenig von dem, was Vater ihr da erklärte und sie atmete auf, wenn er sie endlich mit einem spöttischen Lächeln entließ. Und Lilia?

Mit der hatte er erst gar nicht angefangen. Die war ja ganz das Kind der Mutter. — Oberflächlich und noch viel weniger lernbegierig als Lona. Ein Schmutd, ein Kleid, ein neuer Hut, das waren die Wichtigkeiten ihres Horizontes!

Und während er vor dem Schreibtisch saß, studierend und lesend, oder sich wie eben jetzt zum Nachdenken in den Sessel zurücklehnd, mußte er immer wieder an ein paar Worte in des Sohnes Brief denken, die ihn so unerbittlich verfolgten in der Stille seines Zimmers.

„Ich glaube in ihr diejenige gefunden zu haben, die mir nicht allein Geliebte und Frau einst sein wird, sondern vor allem der Lebenskamerad, der Hand in Hand mit ihr gehend, die Ergänzung, das Echo jedes meiner innersten Gedanken sein wird!“ — Und das schrieb Manfred!

Der leichtlebige, fröhliche Manfred, der das ganze Dasein aufsaßte wie einen lustigen Fajching, der nie bisher an ernstes

Arbeiten gedacht hatte! Noch weniger an das, was das Leben bot an Freuden und Genuß! — Und doch klang das so deutlich, so fest aus diesen Reilen, dies „Ich will!“ — so beinahe, als hätte er, er selbst es geschrieben! —

Da war kein Ausweichen, kein Beschönigen der Verhältnisse, klar und durchdacht reichte sich Wort an Wort! — Sein Blut rann dem durch die Adern, er fühlte es.

Und etwas wie Stolz leimte in ihm auf, etwas wie Freude und unwillkürlich dachte er versöhnlicher des Sonntags, der die Ankunft des Sohnes bringen sollte.

Jetzt, wo er sich ausgepollert hatte, kam etwas von der Güte herauf, die ihm unbewußt, tief und reich in ihm schlummerte.

Nur daß keine zarte Hand diesen Schatz zu heben verstanden hatte in seinem langen Leben, daß nur immer seiner Willkür und Herrschsucht gehuldigt worden war allüberall. Er griff von neuem nach dem Buch, aber der Inhalt konnte ihn nicht so fesselnd beschäftigen wie sonst und früher erlosch der Lichtschein in des Bürgermeisters Luzius Arbeitszimmer an diesem Abend.

4.

Die Fenster im Erdgeschloß, wo des Oberförsters Elten Arbeitszimmer lag, standen weit offen. Jetzt am Nachmittag warfen die alten Eichenbäume tiefen Schatten und vom See her strich ein erfrischender Luftzug. Das konnte man brauchen nach der Gluthitze des Junitages, der draußen auf dem Rasenrondell alle Knospen wachgeküßt hatte an den hochstämmigen Rosenstöden. Eine friedliche Stille herrschte im Wirtschaftshof.

Alles vom Gesinde war draußen im Feld beschäftigt, und Frau Elten legte mit den Töchtern Wäsche in der großen Kstube, deren schwerer Eichentisch zu diesem Zweck ausgezogen war. Fanny und Erna hatten die großen Stühle vor, während Susi sich an den Handtuchern abquälte. An dem breiten, weit geöffneten Fenster saß Frau Elten und schnitt Flidwäsche zurecht. Hin und wieder glitt ihr Auge, das ein Brillenglas schärfte, über die Töchter, die schweigend ihre Arbeit taten.

Fanny lächelte hin und wieder triumphierend, das war ihre „letzte Wäsche“ auf abschbare Zeit, die sie legen helfen mußte. In vierzehn Tagen war sie bereits in Lichterfelde, wo ein Fabrikbesitzer sie zur Gesellschafterin der leidenden Frau engagiert hatte mit vierhundert Mark Gehalt. In große Verhältnisse kam sie dort und vielleicht konnte sie sich einen Teil des Gehaltes ersparen.

Fanny hatte unternehmende Gedanken für die Zukunft. Heiraten würde sie kaum einer, aber darum brauchte sie doch ihr Leben nicht zu vertrauen! Später würde sie eine kleine Fremden-Pension aufmachen in irgendeinem netten Badeorte. Zu wirtschaften verstand sie doch und ein kleines Kapital hatte sie auch liegen für die Ausstattung. Frohgemut sah sie der nächsten Zukunft entgegen.

Anders die kleine Braut. Sie wartete immer noch auf eine Antwort Manfreds, der seit beinahe acht Tagen bei seinen Eltern weilte. Die Ungewißheit peinigte sie geradezu! Gab es denn so große Schwierigkeiten zu überwinden bei seinen Eltern? — Wollte man vielleicht sie nicht, weil sie arm war? —

Sie wurde blaßer und nervöser von Tag zu Tag. Ihre kleinen Hände zitterten, während sie mit Fanny das Laten zurechtzog. Und doch öffnete kein Wort ihr die Lippen, kaum ein Seufzer.

Am unteren Ende des Tisches stand Susi. Ihre Arbeit rückte nur sehr langsam vor sich und öfter und öfter haßte der strenge Blick der Mutter an der Jüngsten.

„Komm mal her, Susi!“

„Das Mädchen kam zögernd näher.“

„Was hast du in der Tasche? — Sicher wieder ein Buch! Komm mal her!“

Susi erröte und erblaßte, ihr Blick glitt nach der Tür.

Aber schon umfaßte Frau Elten's Hand wie mit eisernen Klammern ihren Arm. „Augenblicklich gibst du es her!“

„Sei nicht böse, Mutti, sei nicht böse!“ — klang es schluchzend, und Susi zog ein kleines, grünes Buch aus der Tasche des verwaschenen, hellen Sommerkleides.

„Nun hör doch alles auf!“ schrie Frau Elten zornig! „Du ungeratenes Ding, schämst du dich denn gar nicht! Wo hast du das nun wieder her. Ludwig der XIV. und sein Hof! Die Geschichte eines Halsbandes!“ Ein Hintertreppentoman schlammiger Sorte! Wer gab dir das?“

„Ich fand es neulich auf dem Boden in der alten Bäckertische aus Onkel Pauls Nachlaß!“ — schluchzte das Mädchen, und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Na, schon gut! Papa wird dir . . .“ Frau Elten unterbrach sich; denn Karoline kam eben zur Tür herein mit dem Kartenteller in der roten Faust.

„Besuch ist da, gnä' Frau! Und der Herr Oberförster läßt bitten, gnä' Frau möchten herüberkommen!“

Frau Elten nahm die Karte und las. Dann erhob sie sich und nahm die Brille ab.

„Wer ist's, Mutti!“ riefen die Töchter, als die Tür sich hinter Karoline geschlossen hatte.

Frau Elten überhörte die Frage.

„Macht die Wäsche fertig, damit ihr morgen an den Flidforb kommt!“

Mit diesen Worten hatte sie das Zimmer verlassen. Auf dem Vorplatz lehnte sie noch einmal um und ging bis zur Tür des Zimmers zurück, dessen Schlüssel sie umdrehte, um ihn in die große Tasche des Kleides zu versenken. Man konnte nicht wissen!

Susi horchte überall herum und das war in diesem Fall sehr überflüssig, wo Referendar Luzius seine Aufwartung machte.

„Eingeschlossen sind wir! Mama ist doch manchmal mehr als komisch, so als wären wir noch Kinder!“ meinte Erna und warf das Wäschebüdel auf den Tisch.

„Habt ihr eine Ahnung, wer es sein kann? Mutter tat ja ordentlich wichtig!“

„Keinen Schimmer“, sagte Fanny gähmend und warf sich in den Schaukelstuhl! „Nee, Kinder, ist das ne öde Beschäftigung! Und gar noch bei Mutter's schlechter Laune! Gott Dant, daß ich raus komme aus der ewigen Zammerei! Papa hat wieder heut morgen Zeter und Mordio geschrien über die Schusterrechnung und die von Lätich wegen der Wintermäntel. Ja bekleiden muß man sich doch! Wenn ich so denke, daß Leute in unseren Verhältnissen auch noch Gesellschaften geben, oder vielmehr geben müssen! Ich sehe dieses Ruß aber gar nicht ein! Im Gegenteil! — Ich bitte euch, was haben wir davon. Lauter alte Leute, die gut essen und trinken wollen! Und natürlich „muß“ alles ebenso sein wie bei den andern. Es darf an nichts fehlen, weder an Selt, noch an Hummer und Kaviar, dafür ist der Mensch eben als Herdentier geboren! — Wenn ich an Vaters Stelle wäre, ich gäbe die dummen Gesellschaften auf, mit dem Geld ließe sich das ganze Hauswesen angenehm gestalten!“

Erna nidte schweigend zu dem Erguß, aber eigentlich konnte sie das Damentieren der älteren Schwester über diesen Punkt zu genügend, um noch Interesse daran zu haben, ihre Gedanken waren noch immer bei dem Besuch. Eine Ahnung schlich ihr plötzlich ins Herz. Wenn es Manfred wäre!

„Susi!“ begann sie schmeichelnd, „du mußt mir helfen! Du mußt sehen, wer bei Vater ist! Ich schenke dir auch mein silbernes Armband! Du bist doch früher oft aus dem Fenster geklettert!“

Die Kleine nidte gönnerhaft. „Also auf Wort das silberne Armband! Fanny, du hörst es! Übrigens Mutter hat mein Buch liegen lassen . . . Hurra! Sie griff eilend danach und lief an den Kachelofen, dessen Ofentür sie rasch aufschraubte.

„Da sieht es keiner!“ sagte sie, „und geheizt wird jetzt nicht.“ Die Schwestern lachten. Vergessen lag die Wäsche auf dem Tisch.

„Geh doch, Susi, mach schnell!“ drängte Erna.

„Leist mir Haarnadeln!“ befahl die Jüngste und wand die langen, diden Zöpfe geschickt um den Kopf. Dann schlüpfte sie aus dem Kleiderrock und stand in dunkelblauen Reformhosen da.

(Fortsetzung folgt.)

Kaffeebränzchen.

Von E. Schwäher.

(Nachdruck verboten.)

Als ich nach jahrelangem Aufenthalt im Ausland für kurze Zeit in die Heimat zurückkehrte, fand ich gar manches der Neuzeit entsprechend verändert.

Die alten, trauten, von duftenden Linden umstandenen Röhrenbrunnen rauschten zwar noch wie einst über den moosbewachsenen Holztrögen, aber die weibliche Einwohnerschaft des Städtchens kam nicht mehr wie früher, um die Eimer unterzustellen, Salat und Gemüse zu waschen und sich dabei alle Neuigkeiten zu erzählen.

Die neue Wasserleitung versorgte beinahe jedes Haus mit dem nötigen Raß. Nur zwei der reichsten Bauern hatten von diesem Fortschritt nichts wollen; sie holten nach wie vor das Trinkwasser am Röhrenbrunnen, und das Wasser für das liebe Vieh lieferten die Pumpen der Hofreiten. Ich muß bekennen, daß mir dieses zähe Festhalten am Althergebrachten, dieser starre Bauernsinn, gar nicht schlecht gefiel.

Auch das oberhalb des Städtchens in einem saftigen Wiesengrunde erbaute Quellenhäuschen, aus dem meiner Kindererinnerung nach der Storch alle Leute des Städtchens mit kleinen Sprößlingen versorgte, war noch da, aber es kam mir so vor, als ob die flachköpfige Jugend nicht mehr an diese Beschäftigung Meister Adebars glaubte. Sicher ist, daß ich, so oft ich auch meine Schritte in die Nähe des Quellenhäuschens lenkte, niemals eins der Kinder fand, wie in meiner Jugend singend: Storch, Storch, guter, bring mir einen Bruder! Storch, Storch, bester, bring mir eine Schwester!

Die Kinder des Städtchens gingen auch viel gepukter als zu meiner Zeit, und den Bauernmädchen baumelte anstatt der früher

um den Kopf gewundenen Flechten ein sogenannter Mozartkopf mit einer langen Schleife am Ende über den Rücken.

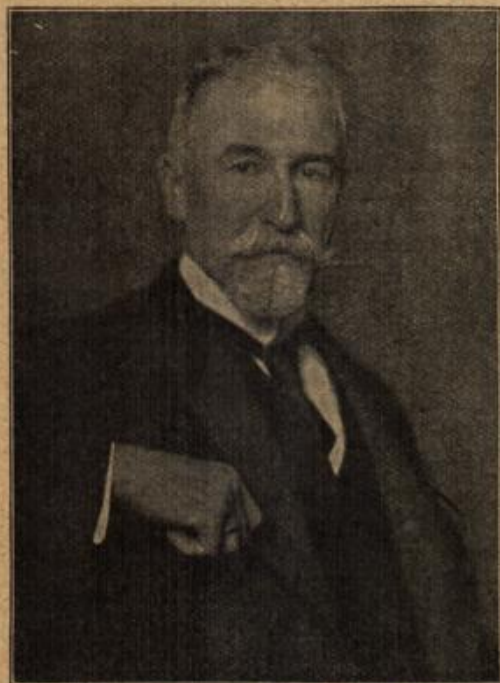
Wie gesagt: mir war manches fremd und neu im Städtchen.

Sogar elektrisches Licht flammte des Abends hinter den Fenstern auf, und nicht nur hinter den Scheiben der Honoratiorenhäuser, sondern auch hinter denen der Bauerngehöfte. Wenn dieses Licht der neuen Zeit mitunter auch so schwach war, daß es dem trauten Lichte der Petroleumlampe kaum das Wasser reichen konnte, und in der „Krone“, wenn der Doktor und der Apotheker gerade leidenschaftlich in den üblichen Abendstattertieft waren, plötzlich den Einfall bekam, auszugehen — es war eben doch elektrisch Licht!

Aber eines hatte sich doch nicht verändert in meinem lieben Heimatstädtchen. Bis ich dies zu meiner großen Belustigung hatte feststellen können, war der Herbst ins Land gekommen. Die letzten Feldfrüchte, Runkelrüben und Kohlrabi waren in der Erde verstaubt und waren zugedeckt. Die Kirchweih, nach der nur noch vereinzelt, als Faulenzer verschrieene Bauern im Felde zu tun hatten, war mit der traditionellen Schlägerei vorübergegangen, und die „Spinnstuben“, in denen aber nicht mehr gesponnen wurde,

waren eröffnet und gingen reihum.

Da sah ich an einem Novembertag, der die Chaufseebäume vor meinem Hause mit Gewändern von Raufreif angetan, denen die Sonne Tausende und aber Tausende wie Diamanten blitzende Lichter aufsetzte, des Amtsrichters hübsche Magd im Sonntagskleide und weißer, spitzenbesetzter Schürze in dem Pfarrhaus verschwinden und von dort aus ihren Weg in verschiedene Honoratiorenhäuser nehmen. Aha, also doch wohl etwas wie einst, fuhr es mir durch den Sinn. Die heimatischen Kaffeewisiten pflégten also doch wie damals mit



Staatssekretär Dr. von Breitenbach, wurde zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums ernannt. (Hofphot. R. Versheid, Berlin. (Mit Text.)

dem Beginne des Winters ihren Anfang zu nehmen, und die jeweilige Frau Amtsrichter nahm das Recht für sich in Anspruch, den Reigen zu beginnen. Einmal hatte die Frau Steuerinspektor, die es nicht mehr hatte abwarten können, das erste Kränzchen abge-

halten, war aber, trotzdem es sich keine der Geladenen hatte versagen können, zu erscheinen, sehr in Ungnade bei allen gefallen. Eine ganze Anzahl solcher Kränzchen, denen ich früher auch hatte

beizuwohnen müssen, und damit so manches erheiternde Erlebnis, aber auch so manche traurige Klatschgeschichten, tauchten da in meiner Erinnerung auf.

Ich hatte mich diesmal jeder Besuche im Städtchen enthalten, und blieb somit von Einladungen verschont. — Man betrachtete mich, da ich mir den Wind draußen in der Welt recht hatte um die Nase wehen lassen, auch nicht mehr als ganz zu dem Städtchen gehörig. Nur eine Einladung aus dem Ver-

wandtenkreise stand mir bevor, der ich mich auch nicht gut entziehen konnte. Ich konnte es mir aber nicht versagen, an dem ereignisreichen Tage von Amtsrichters Kaffeetränzchen in der Nähe des Gerichtsgebäudes, das die Dienstwohnung birgt, spazieren zu gehen. Und siehe da! Pünktlich um die festgesetzte Stunde, vier Uhr nachmittags, wurde es lebendig in den stillen Straßen und Gassen des Städtchens. Von allen Seiten kamen die Honoratioren — Damen in Seide gekleidet, den unvermeidlichen Pompadour mit der Handarbeit am Arme, herbei. Zuletzt kam — auch das wie einst — die Rendantin mit langen Schritten angehaftet, als ob sie etwas vergessen hätte. Sie kam immer zuletzt, und ob sich die anderen auch noch so sehr mühten, mit Anstand die „Erste“ zu sein, den Rang hatte noch keine der Rendantin streitig machen können. Wie sie es fertig brachte, war allen ein Rätsel. Sie wußten freilich nicht, was mir einmal jemand geraten hatte: daß die Rendantin von ihrer Bodenkute aus die Gassen des Städtchens ohne Ausnahme übersehen konnte.

Belustigt sah ich, wie sie nach ihrem Verschwinden hinter der Türe des Gerichtsgebäudes die Hausschelle beruhigen konnte. Aber von oben, durch das offenstehende Fenster brauste mir ein Wortschwall ins Ohr, der bewies, daß die Unterhaltung bereits in vollem Gange war.

Doch halt — da ging die Schelle noch einmal. Der Konditor des Städtchens, der das Gebäud meist erst im letzten Augenblick



Türkische Soldaten beim Wüstenschneider.

Nach einer photographischen Aufnahme aus der Wüste Sinai gezeichnet von Orientalmaler Georg Macco.



Adolf Fortilowicz von Batodi-Griebe, wurde zum Präsidenten des „Kriegsernährungsamtes“ ernannt. (Hofphot. Nicola Versheid, Berlin. (Mit Text.)



Zum Sturm vorgehende österr. Truppen kommen aus ihren Felsenlöchern.
(Genf. L. und L. Kneeseoberkommando, Kriegspressequartier.)

zur Verzweiflung der Gastgeberinnen abzuliefern pflegte, trug noch zwei grell verzierte Torten und die übliche Schüssel mit gefüllten Blätterteigstücken und Mohrentöpfen ins Haus. Die Zeiten, in denen mir derartige Genüsse den Mund wässrig gemacht hatten, waren längst vorbei, und so schritt ich, ein vergnügtes Schmunzeln um die Lippen, nach Hause.



Graf von Roedern,
wurde zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes ernannt.
Phot. Deutsche Illustrat. Ges. (Mit Text.)

schwarzer Seide, dem gastlichen Hause zu. Zu meinem größten Erstaunen sah ich am Abend desselben und am Abend des nächsten Tages die Magd des Bäckermeisters abermals in meiner Nachbarschaft in verschiedenen Häusern verschwinden.

Ich konnte mir doch nicht vorstellen, daß die Bäckermeisterin drei Kaffeebränzchen hintereinander abhalten würde. Das wäre denn doch in meinem Heimatstädtchen noch nicht dagewesen.

Von da an konnte man in jeder Woche verschiedene Male zu Kaffee und Kuchen einladende Dienstmädchen von Haus zu Haus eilen sehen, und eines Tages wurde auch ich zu einem Kaffee gebeten.

Ich war, da es im Hinblick auf die Rendantin doch nicht möglich gewesen wäre, die

Dort angelangt, sah ich die dralle Magd des reichen Bäckermeisters ebenfalls in die angesehenen Bürgerhäuser eintreten und zum Kaffeebränzchen einladen. Und auch diesmal schaffte ich mir Gelegenheit, die Gäste zu beobachten. Pünktlich um drei Uhr schritten sie auch in Seide, aber alle in

leiste zu sein, die erste, was ja nun als geradezu unsinnig gilt. Es dauerte eine geraume Zeit, bis alle versammelt waren, und die gute Doktorin befürchtete schon das Absteigen des guten Kaffees, den sie in der Maschine, die ihr eine Tante ihres Mannes aus Wien mitgebracht, bereitet hatte.

Als die Rendantin, die von allen mit wenig freundlichen Blicken gemustert wurde, als letzte eintrat, schenkte Doktorin Mädchen den Kaffee ein.

Auf einmal fuhr die Doktorin, wie von einer Tarantel gestochen, mit dem Schreiesruf: „Du lieber Gott!“ in die Höhe, und die Damen mit ihr.

„Lina, der Apfelfuchen und die Schlagsahne sind ja noch nicht da! Laufen Sie mal schnell zum Konditor! Nein, so etwas!“

Na, der Apfelfuchen kam, und damit kam auch erst die rechte Stimmung in die Gesellschaft.

Mir unbekannte Ereignisse, die einen Sturm im Wasserglase entfesselt hatten, rauschten an meinem Ohre vorüber, bis mich der Name der reichen Bäckermeisterin aufhorchen ließ. Und nun hörte ich mit stillem Vergnügen an, welches Ver-



Vize-Admiral Hipper. (Mit Text.)

brechen die Arme begangen, ein Verbrechen, über das im ganzen Städtchen große Aufregung herrichte.

Drei Kaffeebränzchen hatte sie sich hintereinander zu geben erlaubt und ihre Gäste in drei Kategorien eingeteilt, in die „Seidenen“, die „Wollenen“ und „Baumwollenen“.

(Die Jugend des Städtchens hatte diese drei Benennungen schnell gefunden.) Die „Seidenen“, das heißt: die angesehensten Bürgerfrauen, hatte die Bäckermeisterin zuerst eingeladen. Am zweiten Tage hatte sie die „Wollenen“, das heißt: die einfachen Frauen ihres Bekanntenkreises, gebeten, und am dritten Tag die „Baumwollenen“, die aus bescheidenen Leuten ihres Kunden- und Bekanntenkreises bestanden. Und diesen hatte sie die Reste vorgesetzt, die die „Seidenen“



Admiral Tscherr. (Mit Text.)



Drei Meter vom Feinde.

Wir zeigen hier eine deutsche Stellung aus den Vogesen. Bei dem kleinen Holzrahmen links, oberhalb des Offiziers, liegt der Gegner. — Phot. Wipperling. (Zerstört Generalstab.)

und „Wollenen“ übrig gelassen hatten. Als das nun eudbar wurde, hatten die „Baumwollenen“ der Wäldermeisterin die Kundschaft und die Freundschaft gekündigt.

Unschlagbar belustigt lachte ich diesen Dingen, während ich die Stiche an meiner Handarbeit, die ich der Sitte gemäß in den Händen hielt, zählte. Noch des Nachts im Traume beschäftigte ich mich mit dem Gehörten. Ich sah die „Baumwollenen“ und die „Wollenen“ mit Auchenresten nach der von den „Seidenen“ beschützten Wäldermeisterin werfen, ohne sie zu treffen.

Magdale.

Skizze von Jos. A. Detoni. (Nachdruck verboten.)

Nun war das kleine Magdale fünfzehn Jahre alt geworden; dieses arme Mädel mit dem dünnen, strohblonden Zöpfchen, das steif über den Höcker hing, der so groß war, daß es schien, als wollte er den schwachen Körper ganz zur Erde drücken. Das Gesicht sah so alt aus, die Finger waren so blutleer und dünn — wenn man im Dorfe nicht gewußt hätte, daß das budlige Magdale erst fünfzehn Jahre alt ist, man hätte es für ein altes Weiblein gehalten, das vom Holzlauben aus dem Walde kommt und von einer armjeligen Pfunde lebt.

Und doch war das Magdale so, so glücklich ...

Es hatte ein Kinderherz wie jeder junge Guck-in-die-Luft in diesen Jahren — voll Lust und lähnen Hoffnungen. O, sie fühlte die Last ihrer Häßlichkeit nie! Sie wollte ja nur für ihr Mutterlein leben, die war ihr alles, der wollte sie alles sein.

Und das Herz der alten Karnerin hing auch an dem Mädel. Wollte dem jungen Seelchen ihr ganzes Gut geben, das sie hatte, wenn es auch wenig war — oft herzhast wenig. Sie stidte mühsam aus alten Resten einen Sonntagsstaat, flocht ein himmelblaues Band in das strohblonde Zöpfchen, damit sie schön sei, wenn sie zur Kirche ging.

Und wehe, wenn einer was Unrechtes über ihr Magdale sagen wollte, da konnte sie gleich einer Löwin werden, der man ihr Junges raubt. Ja, wäre nur ihr Herz nicht schwach geworden seit der schweren Krankheit im Winter, und hätten nur ihre Glieder die Spannkraft der Jugend in sich getragen, hätte sie doppelt glücklich sein können. So aber war sie alt, sehr alt — volle siebzig Jahre.

Es lag der Schmerz im Voraussehen, der die alte Karnerin oft so traurig stimmte, den sie aber zutiefst in ihrer Seele barg. Wenn man einmal so alt geworden, denkt man nachhaltiger als alle anderen am Morgen, ob man die Sonne noch sehen wird am Abend, wenn sie untergeht.

Es war an einem Abend, da kam das Magdale heim mit nassen Kleidern und rotem Gesicht, eine Hand preßte sie ans Herz, weil es so wild schlug. Haltlos kam es von ihren Lippen:

„Mutterlein, denk dir, die Müllerin hat ihre fünf jungen Katzen in einem Sack in den Mühlbach g'worfen. Und die alte Kat' ist am Ufer hin und her g'laufen, hat g'schrien wie wahnsinnig nach ihren Jungen. Die sind talab g'schwommen und haben sich im engen Sack vor dem Tod g'wehrt. Ja, g'schrien hat sie, die alte Kat' — is ja auch a Mutter. Siehst, Mutterlein, das hab' ich mir auch dacht! Und ich hab' mir's vorg'sagt, fünfmal, zehnmal: Mutter — Mutter ... Und da bin ich hinein in den Bach — hab ihn wohl nicht gleich erwischen können, den Sack — bis er sich in einer Weiden g'fangen hat — da hab' ich ihn dann hochg'halten übers Wasser und über'n Tod! Ich war so glücklich, Mutterlein, so glücklich! Wie die alte Kat' ihre Kinder wieder sieht, wie eins nach dem andern aus dem Sack kriecht, da hat sie g'schnurrt vor lauter Seligkeit — ich mein, sie hat auch glaubt, daß ihre Jungen wieder geboren sind.“

Die Karnerin nahm Magdales Kopf in ihre Hände.

„Das war so gut von dir, mein Magdale, so gut! Einer armen Mutter helfen, wenn's auch nur ein Tier ist, ist ein schönes Werk. Weißt auch, was das heißt: Mutter sein? Viele Frauen sind's — und fennen die Würde nicht! Und andere wieder, die möchten's mit tiefer Liebe sein und möchten alles hergeben, was sie besitzen — und haben kein Kind!“

Die alte Karnerin ging in ihr kleines Häuschen, das ganz umwachsen war von Feuerbohnen, die eben in roter Blüte standen. Warum mußte sie so still weinen? Und sie wollte nicht, daß es Magdale sieht.

Das kleine Magdale saß vor der Tür, blickte durch die Bäume auf den talwärts rauschenden Bach, und durch ihren Geist zogen die Worte, die sie nicht fassen konnte: „... und andere wieder möchten Mutter sein und möchten alles hingeben, was sie besitzen, und haben kein Kind.“

Aber den Weg kamen harte Schritte.

Die Müllerin war zur alten Karnerin laut scheltend gekommen: Wie konnte sich dieses dumme Ding, das Magdale, nur unterstehen,

ihre jungen Katzen wieder heranzuführen, die sie in den Bach geworfen, um von der Plage befreit zu sein! Nun sei die winternde Sippe wieder von der alten Katze ins Haus geschleppt worden, rumore im Hause herum und miaue den ganzen lieben Tag und die stille Nacht, wie früher! Glauben's, Karnerin, daß es mir Freude macht, alle Tag' Katzen in den Bach zu werfen, und euer Dirndl fängt mir alle lebend wieder heraus?“

„O, hat wohl recht daran getan!“ sagte die Alte zur Antwort. „Das Herz hat's ihr g'sagt, daß es unrecht ist, einer Mutter die Jungen zu töten!“

Aber, Karnerin, und die Müllerin lacht derb auf, „wer wird so einschichtig denken! A Katz, denken's doch, a Katz, Karnerin ...“

„Und g'schrien hat sie doch, wie sie ihre Jungen im Wasser hat ertrinken sehen ... geklen S' ... a Katz ... nur a Katz ...“

„Rein Gott, hätt' sich auch tröst', das — das Vieh ...“

„Wer weiß ... wer weiß ... ist oft gar schwer ...“

„Aber alls kann man sich trösten ... wenn man Ihnen das budlige Magdale nehmen tät' ... ja, ja ... nach einer Weil' wär auch die alte Karnerin wieder gutg'macht.“

Da fuhr die Alte wild auf: „Was? Mir mein Magdale nehmen?! ... Ja, wann Ihr das könntet ...“

„Aber, Karnerin, Ihr braucht's nicht so bleich zu werden wie der leidhastige Tod. Is ja doch nicht Euer Töchterl — is ja nur so ein Zigeunerkind — von der Straße aufg'hob'n irgendwo ...“

Und ein Lachen kam über sie, als sie das sagte, so wie Frauen lachen, die gesiegt zu haben glauben.

Und mit schweren Schritten ging sie über den Weg zurück. Nachwanken wollte ihr die Karnerin, ihr irgend etwas erwidern, aber das fränke Herz war so schwach — so furchtbar schwach — sie stützte sich an die Haustür und konnte kein Wort sagen ...

Im dunklen Hausflur auf einer wurmfürigen Truhe saß das Magdale und ihre braunen, tiefen Augen starrten auf die alte Karnerin und die Lippen bebten auf und nieder, bis sie die Worte nachsagen konnte: „Ein Zigeunerkind bin ich ... von der Straße aufgehoben ... irgendwo ...“

Es kam die Nacht! Die alte Karnerin schleppte sich in die Stube. Da wurde der Schmerz zu heißen Tränen. Wie der müde, alte Körper erschüttert war.

Das Magdale schlief herein. Sie sah die alte Frau weinen und konnte es selber nicht. Sie war ernst und um ihre Lippen ging ein weher, harter Zug ...

Sie legte sich zu den Füßen der Karnerin ...

„Du, Mutter, sag', warum weinst denn ...?“

„O, du mein Gott, heiß' mich nicht Mutter, das gebührt mir nicht, das hab' ich ja nie sein dürfen vom Himmel aus ... Ich lieb' dich so wie mein Kind und wenn du Mutter g'ruft'n hast, so war mein Schmerz eingelulkt, und darf' ich das Wort Mutter nicht hören — weil's nicht recht ist ...“

Da trallerten sich Magdales Finger tief in die Kleider der Frau, der Kopf schien weit über den Höcker hinaus zu wachsen.

„Du ... du ... du bist nicht meine Mutter?“

„Rein! Magdale ... nein!“

„O, du willst es nicht sein, weil ich so häßlich bin ...“

„Sag's nicht ... sag's nicht ... mein Magdale ...“

„Ich will meinen Kopf unter deine Schürze legen, Mutter, jezt siehst du meinen Kopf nicht und kannst erzählen, erzählen ... wie ich zu dir kam und wie du meine Mutter wurdest.“

Die Augen der alten Frau suchten die Tür, als wollte der Geist hinaus ins Freie, alle die Erinnerungen der Vergangenheit zu suchen ... Bald schlug ihr krankes Herz wild — bald wiederum stille, — so stille, als wollte es nicht mehr mit dem Leben Takt halten.

„Wir waren arm wie Feldmäuse, mein Mann und ich. Mit einem Karren zogen wir durch die Alpen. Einmal, da war's abends vor fünfzehn Jahren. Über der glühenden Mähe hing der Kochtopf und immer, wenn wir so alleine waren, sprachen wir: Wenn wir ein Kind hätten! Und wir wußten ja, daß kein Kind mehr unser sein soll, denn wir waren alt und müde ... An jenem Abend trieb mich etwas Unbestimmtes in den Wald, tief und tiefer ... Da war ein verlassener Kohlenmeiler, und ich hörte dennoch eine Stimme ganz fein und klagend und in der Hütte finde ich ein kleines Kind und hab' es geküßt — geküßt, als wär's mein eigenes ... und hab' es mit mir genommen — gegen alles Recht ... Als wir weiterzogen am anderen Morgen, waren wir drei. Mein Herz war gequält — ich wußte, daß das Kind Raub sei und daß eine Mutter danach weinen würde. Und so suchte ich deine Mutter, Kind, mit allen Mitteln und wollte dich ihr wieder geben, aber wir fanden sie nicht und da bliebst du bei mir, nahmst meines Mannes Namen an und ich habe dich so lieb — so lieb, Magdale, wie man nur ein Kind liebhaben kann, das der Himmel schenkt.“

Jrgendwo pfiß draußen ein Vogel in der Nacht. Und in der Stube war es so still geworden. Die Hände der alten Frau lagen schwer lastend auf Magdales Kopf, bereit braune, tiefe Augen tränenleer unter der Schürze hervorragen. O, sie fühlte, irgend etwas ist aus der Stube gegangen, leise, aber sie hatte die Angeln gehört ... Das war das Leben der alten Frau.

Und sie stand leise auf, die bückliche Kleine. „Mutter ...“, und sie küßte die bleichen Lippen lange — lange ...

Praktischer Rat für die Kriegszeit.

Von M. Knechle-Schönan.

(Nachdruck verb.)

Die deutsche Hausfrau soll in der jetzigen schweren Zeit nicht nur bemüht sein, die Vorräte an Brotgetreide und Hülsenfrüchten zu strecken, sondern auch die an eingelegten oder gedörrten Gemüsen und Obst, also zurzeit diese nicht angreifen, so lange es noch frische Gemüse, Apfelsinen, Bananen, Maronen gibt. Denn es ist noch lange hin, bis frischer Zuwachs kommt und in den Frühsummer-Monaten hören die oben genannten Ersatzmittel auf und dann erst sollte man die Konserven in Gebrauch nehmen. Apfelsinen ergeben mit rohen Äpfeln oder Bananen, Datteln und Feigen vermengt ein wohlchmedendes und nahrhaftes Kompott, das man als Ergänzung der Hauptmahlzeit, nicht als Nachtisch, bzw. Schleckerei ansehen soll. Ebenso verhält es sich mit den einfacheren Süßspeisen, z. B. Apfelsinencremes, die mit Sago, Buchweizenmehl, Kartoffelmehl, Maizena oder Sygama hergestellt werden und als Bestandteil der Mahlzeit Fleisch und Hülsenfrüchte ersparen. Ferner sollte man zur Apfelsinenzit Apfelsinenmehl für Brotaufstrich einflohen, denn es streckt die Vorräte an anderem Obstmus bis zur neuen Ernte. Eine, besonders für Kinder berechnete Kochvorschrift ist folgende: 10 große, möglichst süße Apfelsinen werden sehr sauber geschält und von allen anhaftenden weißen Häuten befreit, entfernt, in Stücke geschnitten und mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser aufgekocht. Der Brei wird durch ein Haarsieb gestrichen und mit $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker nochmals aufgekocht. Am nächsten und übernächsten Tage wird das Mus nochmals aufgekocht und dann erst in Gläser gefüllt und luftdicht verschlossen. Die angegebene Menge kostet etwa 60 S, und reicht für 4 Personen bei zweimaligem täglichen Aufstrich 3 Tage, ist also ein billiger, wohlchmedender und sehr gesunder Brotaufstrich. Für Erwachsene nimmt man gern noch den Saft einer bis zwei Zitronen und wohl auch etwas geriebene Apfelsinenschale dazu, dann ist das Mus herzhafter im Geschmack. Sparame Hausfrauen mischen noch $\frac{1}{4}$ Karottenmus darunter, doch da dieses Gemüse nicht mehr allzureichlich vorhanden ist, kann man diese Sparameit nicht als kriegswirtschaftlich ansehen.

Als Dauerobst lassen sich entkernte Apfelsinenscheiben auf Bedische Art in die eingekochten Zucker einlegen, wobei man auf 1 Pfd. abgeschälter Apfelsinen 1 Pfd. Zucker rechnet. Dieses Kompott ist sehr fein, lange haltbar und der reichlich sich bildende Saft ergibt noch gute Limonaden und Bowlenzusätze. Auch die Bereitung von Apfelsinensaft ist zu empfehlen, er kommt bei dem Saftreichtum dieser Frucht nicht teuer zu stehen, ist, mit Wasser vermengt, ein gutes blutreinigendes und sehr durststillendes Getränk und auch mit Himbeer- oder Kirschsaff vermengt für Tinten zu Süßspeisen gut verwendbar. Man spart dann an diesen teureren Säften. Die Schalen der Apfelsinen ergeben mit Zucker eingekocht ebenfalls einen wohlchmedenden Saft, der für Limonaden, Bowlen, Punsch und zum Kochen von Obst sehr angenehm ist. Will man die Schalen verwenden, so müssen die Apfelsinen zuerst mit einem dünnen, scharfen Messer (am besten Obstmesser) geschält werden und zwar so, daß die gelbe Schale ohne anhaftende weiße Häutchen ganz dünn abgeschält wird. Die gelben Schalen werden dann in sehr feine Streifen geschnitten und in ein vorher erwärmtes Gefäß gelegt. Inzwischen kocht man 1 Pfd. Zucker mit einem Liter Wasser, schäumt den Zuckersaft gut ab und gießt ihn kochend über die Apfelsinenschalen, worauf man sie fest zugedeckt bis zum andern Tage stehen läßt. Dann filtriert man die Mischung durch ein Mulltuch, füllt den Saft in Flaschen und sterilisiert ihn 25 Minuten. Auf die angegebene Zucker- und Wassermenge rechnet man 2 Pfd. Apfelsinenschalen.

Sind die frischen Obstvorräte zu Ende, so kommt das Dörobst an die Reihe, bei dem aber zu beachten ist, daß es durch richtige Zubereitung auch völlig ausgenützt und wohlchmedend gestaltet

wird. Hierzu gehört in erster Linie, daß es genügend angequellt wird, bevor man es kocht, was 24—36 Stunden beansprucht, je nach Härte der Schale des Dörobstes. Ferner muß es ganz langsam und fest zugedeckt dämpfen, weshalb es in der Kochkiste am schönsten wird. Besitzt man keine Kochkiste oder dergleichen Kochapparat, so helfe man sich damit, daß man das bis zum Kochen gebrachte, fest zugedeckte Obst auf einen anderen Topf mit kochendem Inhalt stellt, den man mit einer der praktischen Topfstürzen mit seitlichen Handgriffen bedeckt. Auf einer solchen Stürze dampft das Obst langsam weiter, man hat nur darauf zu achten, daß der untere Topf im Kochen bleibt. Diese praktischen Topfstürzen sollten von den Hausfrauen viel mehr beachtet werden, sie ersparen Platz auf dem Herd und Feuerung, und man kann mit ihrer Hilfe immer heißes Wasser haben, Geisirt anwärmen usw.

Wenn das Dörobst halbweich gekocht ist, gebe man erst den noch nötigen Zucker daran, und wenn es gar wird, lasse man es im festzugedeckten Topfe langsam verkühlen. Dadurch bleibt es rund und voll, während es aufgedeckt schnell erkalte, faltig und unansehnlich wird.

Beierbild.



Wo ist denn mein Fahrgast geblieben?

Bei besonders hartschaligem Obst, wie Birnen, Pfirsiche und manche Art Pflanzen ist es ratsam, vor dem Einweichen die Schale mehrfach mit einer Nadel zu durchstechen, dann saugt die Frucht leichter das Wasser an und quillt voller auf. Gewürze, die aus dem Auslande kommen, sollte man so wenig wie möglich verwenden. Für Dörobst ist die Rutat von Zimmet und Nelken völlig überflüssig. Ein Stückchen Zitronenschale oder Apfelsinenschale genügt als Würze vollkommen. — Die für Apfelsinen verwendeten getrockneten Apfelfringe oder Spalten müssen auch vor dem Kochen eingeweicht werden, aber nur etwa 12—15 Stunden. Will man das Mus recht weiß haben, füge man dem Einweichwasser etwas Zitronensaft zu. — Alles Dörobst muß vor dem Einquellen

mit warmem Wasser gründlich, aber auch recht schnell abgewaschen werden, denn es haftet immer recht viel Schmutz daran. Das Einweichwasser darf keinesfalls weggegossen werden, sonst würde man zuviel Nährstoffe vergeuden und das Obst würde sad schmeden, wenn es nicht darin gedämpft würde.



Die beiden Seelen.

Es ist's, als ob ich deine Hände hielte,
Und bin doch unendlich fern von dir.
Mir ist, als ob ich deinen Atem fühlte,
Ist doch weit Land zwischen dir und mir.

Wenn die Sterne hoch am Himmel stehen,
Hat sich meine Seele aufgemaakt,
Einen dunklen, weiten Weg zu gehen,
Auch deine geht wandern in der Nacht.

Da finden sich die beiden Seelen,
Umhüllt von Schweigen und Dunkelheit,
Jenseits der Welt und dem irdischen Dasein,
Und um sie zittert ein Sternenscheid.

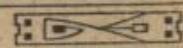
Und will die Nacht sich zum Tage wenden,
Gehen sie den weiten Weg zurück,
Und tragen in ihren schimmernden Händen
Unirdischer Speise ein köstliches Stüd.

Dann ist mir, als ob ich deine Hände hielte
Am Tag, und bin doch so fern von dir;
Dann ist mir, als ob ich deinen Atem fühlte,
Und ist doch weit Land zwischen dir und mir.

Hans Wagner (im Jelder).



Unsere Bilder



Staatssekretär Dr. v. Breitenbach. Der zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums ernannte Königlich Preussische Staatsminister, Minister der öffentlichen Arbeiten und Chef des Reichsamts für die Verwaltung der Reichseisenbahnen, Erzsehn Paul v. Breitenbach ist am 16. April 1850 in Danzig als Sohn des Rechtsanwalts und Justizrats August Heinrich Breitenbach geboren. 1878 trat Breitenbach in den Eisenbahnverwaltungsdienst über. In den Jahren 1880 bis 1884 bekleidete er das Amt eines Dezernenten für Verkehrs- und Tarifangelegenheiten bei den oberirdischen Eisenbahnen in Breslau. Nach erfolgreicher Tätigkeit bei den Eisenbahndirektionen Hannover und Altona wurde er im Jahre 1897 zum Präsidenten der Direktion Mainz ernannt. Als solcher leitete er die Überführung

der preussischen Eisenbahnen in preussische Verwaltung. — Im Jahre 1903 übernahm er das Präsidium der Eisenbahndirektion Adln. Von diesem Posten wurde er dann drei Jahre später als Minister der öffentlichen Arbeiten nach Berlin berufen.

Der Präsident des Deutschen Kriegsernährungsamts, Adolf Tortilowicz v. Batoni-Friebe. Er steht seit Oktober 1914 als Oberpräsident an der Spitze des Kriegsernährungsamts.

Erzieht die schwer heimgefallenen Provinz Ostpreußen, deren Wiederaufbau unter seiner Leitung erfolgt. Er vereint eine weitgehende Gewalt in seiner Hand, indem er das Verfügungs-, Enteignungs- und Preisfestsetzungsrecht über alle Lebensmittel, Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelerzeugung notwendig sind, bezieht.

Siegfried Graf v. Roeder, der neue Reichsfinanzdirektor. Dr. Helfferichs Nachfolger war seit Februar 1914 Staatssekretär von Elsaß-Lothringen. Er steht erst im Alter von 45 Jahren und hat eine ungewöhnlich rasche und erfolgreiche Laufbahn hinter sich. In seine früheren Tätigkeit in der Finanzverwaltung war er als ein besonders tüchtiger Mitarbeiter sehr geschätzt. — Die Neuordnung der deutschen Reichsfinanzen ist eine der schwierigsten Aufgaben, deren Lösung dem neuen Reichsfinanzdirektor bevorsteht.

Vizeadmiral Hipper, der Führer der deutschen Aufklärungsschiffe in der siegreichen Seeschlacht am 31. Mai in der Nordsee. Durch die vortheilhafte Auflösung unserer Schiffe wurde viel zu dem

günstigen Ausgang der Schlacht beigetragen. Der Deutsche Kaiser verlieh ihm den Orden Pour le mérite.



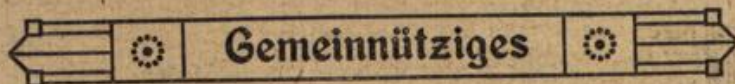
Zschan. „Warum nennen Sie Ihre Köchinnen immer ‚Rite‘, Frau Professor? Die heißen doch gewiß nicht so?“ — „I bewahre: aber mein Mann soll nicht merken, daß ich so häufig wechsle! Der meint, ich hätte noch immer dieselbe Rite wie vor fünf Jahren!“

Napoleon III. als Feiertagsmännchen. Als Kaiser Napoleon III. über Frankreich regierte, da ging es im kaiserlichen Schloß, den Tuileries, oft recht lustig zu. Nicht nur glänzende Feste zeugten von der Vornehmheit des französischen Kaiserhofes, sondern auch im kleinen Gesellschaftskreise, wo nur der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem nächsten Gefolge anwesend waren, herrschte oft ausgelassene Fröhlichkeit. Einstmals waren außer dem Gefolge zu einem Souper die schöne Madame Coneau und der Unterrichtsminister von Roupas eingeladen. Nach aufgehobener Tafel ging man in den Musiksaal und Madame Coneau, die eine hervorragend schöne Stimme hatte, trug Lieder am Klavier vor. Alles war entzückt und begeistert. Da ließ der Kaiser einen mächtigen Feiertagsmännchen herbringen und machte sich den Spaß, diesen selbst zu drehen. Aber das ging nicht immer im Takte. Napoleon war bald ermüdet und Madame Coneau sagte zu ihm scherzend: „Majestät, in Paris müssen alle Feiertagsmännchen zur Ausübung ihres Berufes einen Schein haben. Ihnen darf aber ein solcher Schein nicht ausgesetzt werden, denn Majestät verstehen noch nicht, den Feiertagsmännchen zu spielen!“ Napoleon antwortete der schönen Frau höchst belustigt über ihren gewagten Scherz: „Madame, wenn Sie mit mir durch die Straßen ziehen und singen, während ich den Feiertagsmännchen drehe, dann lasse ich mir sofort einen Schein als Feiertagsmännchen ausfertigen.“

M. M.

Die Taschentücher stammen aus Italien und waren schon zur Zeit der Hohenstaufen in Gebrauch, denn Friedrich der Zweite befahl seinem Intendanten in Sizilien, den Wägen und Kindern zwei Fazzoletti aus Linnen zu geben, also leinene Taschentücher. Bis zum sechzehnten Jahrhundert hielt sich auch in Deutschland die Bezeichnung Fagelin, Fagelrein, ja in einigen Gegenden Oberbayerns und Österreichs aber hat sich dieselbe bis heute erhalten. Daß der Gebrauch der Schnupftücher nicht allgemein war, beweist Erasmus von Rotterdam: „Anleitung zur Wohlstandigkeit“. Dieselbe ist in Fragen geteilt und die zehnte lautet: „Wie soll die Nase mit ihrem Zubehör gehalten werden?“ Antwort: „Reinlich, nie wie ein unsauber Gelehr.“ Erste Frage: „Ist es auch höflich, mit dem parret oder schaben die Nasen zu schneuzen?“ Antwort: „Nein; denn ein solches gehört sich zu tun mit einem Facettelein. So aber leute vordanden, soll sich der Knabe fein umsehen.“ Im sechzehnten Jahrhundert kommt das Wort Schnaubtuch auf, aus dem sich Schnupftuch entwickelte.

Theaterdichter und Geschäftsmann. Dartois, der Direktor des Pariser Faubourgtheaters, wünschte brennend, den älteren Alexander Dumas, den Verfasser so vieler zugkräftiger Theaterstücke, zu seinem speziellen Theaterdichter zu machen. Um ihn zur Vergabe des noch jetzt häufig aufgeführten Schauspiels „Kean“ zu bewegen, spekulierte er auf eine stadtbekannte Schwäche des berühmten Mannes, auf die nämlich, daß er, der außerordentlich viel verbiente, doch das Haushalten so wenig verstand, daß er fortwährend mit Geldsorgen zu kämpfen hatte. Er bot ihm außer den Tantiemen eine Prämie von 2000 Fr. an für den Fall, daß das Schauspiel bei der dreißigsten Aufführung eine Einnahme von 60 000 Fr. erzielt hätte, „aber nicht einen Centime weniger“. — Dumas überließ ihm im August 1836 für eine gewisse Zeit das Aufführungsrecht an dem Drama und überwachte nun gespannt die Tageseinnahme aus dem Stück. Alles ließ sich gut an. Bei der 29. Aufführung, die 2257 Fr. eingebracht hatte, waren im ganzen 57 999 Fr. zusammengekommen. Auf mehr als 2000 ließ sich da doch auch bei der 30. Vorstellung, der entscheidenden, rechnen. Trohgemut suchte Dumas noch während der Vorstellung den Direktor auf, um seine wohlverdiente Prämie abzugeben. — Dartois aber wies ihn mit beleidigender Schadenfreude ab, „Es tut mir leid“, sagte er, „wir sind aber heute im Besuch zurückgeblieben. Es fehlen an der verallorbierten Summe von 60 000 Fr. noch ganze sieben.“ — „Das ist allerdings schlimm für mich, ich hätte die 2000 Fr. blutnötig gehabt“, klagte Dumas. „Würden Sie mir nicht 20 Fr. borgen?“ — Das konnte Dartois ihm nicht gut abschlagen. Das 20-Frantsstück wanderte in die allzeit leere Hand des berühmten Vielschreibers. Es blieb auch jetzt nur solange darin, wie der Weg zur Theaterkasse dauerte. Der Dichter war nämlich ein abgefeimter Geschäftsmann. Er kaufte sich von dem geborgten Gelde zwei Billets, das Stück zu 4 Fr., und hatte damit die vereinbarte Summe um einen ganzen Franc überfliegen. — Am Tage darauf trat er noch einmal beim Direktor an und nahm nun wirklich seine dringend benötigten 2000 Fr. in Empfang. Das geliebte Geldstück gab er lächelnd dem sauer süß lächelnden Direktor zurück. C.D.



Grünfutter fördert die Verdauung, das Wohlbefinden und die Aufzucht des Geflügels. Es macht Fleisch und Eier wohlschmeckend und gibt dem Eidotter eine gelbbgelbe Färbung. Das Gefieder des mit reichlichem Grünfutter verpflegten Geflügels ist glatt und glänzend.

Erbsen, Aern und Goldad werden ebenso stark von den Erdschöben befallen, wie das Gemüse. Man muß die Beete regelrecht feucht halten, auch an halbhartiger Stelle anlegen und oft mit feinem Sand oder Asche bestreuen. Der Erdschob verzehrt sich dann.

Gegen hartnäckigen Husten und Schnupfen der Ziegen hilft, sofern es sich nicht um eine Begleiterkrankung schwererer Krankheiten handelt, folgendes Mittel: Man mischt 10 Gramm Schwefelblüte und 10 Gramm Süßholzpulver mit so viel Honig, daß ein schmierbarer Brei entsteht. Davon streicht man der Ziege abends und morgens etwas auf die Zunge. Die Tiere sind vor Zugluft zu schützen.

Zur Reinigung weißer Türen wird noch vielfach Seifenwasser in Anwendung gebracht. Das ist jedoch falsch, weil hierdurch der Anstrich leidet. Empfehlenswerter ist die Säuberung solcher Türen mit einer Abkochung von Weizenkleie. Diese steht als Reinigungsmittel der Seife nicht nach, ohne deren schädliche Wirkungen hervorzubringen.

Sägemehl ist arm an Nährstoffen und wird als Dünger nicht verwendet. Als Zusatz zum Kompost dagegen ist es vorzüglich zu gebrauchen, da es ihn lockert und schneller reif macht. Kalkböden bilden leicht eine Kruste auf der Oberfläche und werden wohl mit Sägemehl abgedeckt, um dies zu verhindern. Man nimmt dazu halbverrottetes Mehl und gräbt nach der Ernte mit unter.

Logogriffh.

Wir sind, wie Punkte, winzig klein,
Mit r am ganzen Körper dein:
Auch an der Pflanze und am Tier.
Ein Land ist's, sehr I dafür.
Doch du es mit dem s genannt,
Dann ist's ein Teil vom Preußenland
Es gibt, sehr ein ek lobann,
Dir ein gefährlich Leiden an.

Julius Field.

Charade.

Mit kalten, rauhen Händen,
Klopft eins, zwei an die Thür,
Thun Freude sie auch spenden,
Brüden meist sie für und für.
Die drei, die hier erscheint,
Uns einen Fluß benennt,
In einem Land, wo's Ganze
Als eine Stadt man kennt.

Fritz Guggenberger.

အနုပညာ

B B P
 R R E
 U A R
 B R U N H I L D E
 B R A H M A N E N
 P E R T A N D E R
 L N D
 D E E
 E N R

Gilderrätfel.



Auflösung folgt in nächster Nummer

Verantwortliche Schriftleitung von Gust. Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.